

Thomas Franke

Aktion Licht

Kriminalroman

SOK 
MIT HANDICAP


GerthMedien

Inhalt

Das Anliegen	7
Ein Drink und eine Reiseempfehlung	13
Eine beunruhigende Hypothese	23
Hilfsbereites Chaos	34
Unsichtbare Augen	40
Der Unfall.	47
Peter.	58
Schollen-Jan.	67
Aktenlage	76
Eine metaphorische Stahlbetonplatte	84
Alte Schulden.	93
Gedankenkarussell und Pizzaassoziationen	106
Videochat.	113
Der Grauhaarige	119
Abschied	126
Verklemmte Synapsen.	134
Akteneinsicht	141
Ein Cocktail mit Folgen	152
Zugfahrt im Nebel.	156
Herzmuscheln und ein väterlicher Rat.	169

Traue niemandem	177
Verwirrende Nachrichten und Safranreis	184
Finsternis	197
Dreimal der laufende Mann	202
Der Trick der Dunkelheit	213
Wellen und Nebel	222
Operation jagender Hase	234
Die stille Tyrannin	242
Houston, da hamwa den Salat	250
Aktion Licht und der junge Mann	259
Hilflosigkeit	262
Der reinste Bikini	270
Freundschaft und ein verräterisches Licht	280
Bisse in der Finsternis	284
Die Stimme aus der Dunkelheit	296
Westketchup und Neun-Millimeter-Kugeln	300
Bekenntnisse	307
Die Wurzel der Wut	321
Der Schlüssel	330
Schüsse	342
Emmentaler und Leberwurst	348
Das Schweigen und der Riecher	352
Abendschau	358
Danksagung	365

Das Anliegen

Zerschnittenes Licht fiel durch das vergitterte Fenster auf den kahlen Boden. Ein leichter Geruch nach fauligem Abfluss lag in der Luft; sie schmeckte muffig und feucht. Ein Schritt vom Bett zum Tisch, zwei Schritte zum Waschbecken, einer zur Kloschüssel, vier Schritte zum Fenster, einer zurück zum Bett. Der Kunststoff seines blauen Trainingsanzugs rieb unangenehm auf seiner Haut. Doch Robert Marquardt konnte nicht aufhören, den winzigen Freiraum zu nutzen, der ihm geblieben war.

Von Zeit zu Zeit hörte er Schreie und gebrüllte Befehle. Dann wieder Stille. Am schlimmsten waren die Kontrollgänge. Alle paar Minuten, zumindest kam es ihm so vor, hallten Schritte auf dem Gang vor seiner Zelle wider. Er hörte das Ratschen des Schiebers, zwei Augen starteten stumm auf ihn, den Gefangenen. Manchmal befahl ihm eine Stimme, sich zu setzen und die Hände auf die Knie zu legen. Eine völlig absurde Maßnahme, aber er hatte gelernt, dass es nicht klug war, sich dieser Anweisung zu widersetzen.

Beim ersten Mal hatte er sich geweigert. Als zwei Wachen mit Knüppeln hereingekommen waren, um ihn zu zwingen, hatte er sie niedergeschlagen. Kurz darauf war die halbe Wachmannschaft hereingestürmt. Selbst mit seinen außergewöhnlichen Fähigkeiten hatte er keine Chance gehabt. Nun gab es kaum einen Körperteil, der nicht in irgendeinem Farbton zwischen Blau und Grün schimmerte. Auch nachts erfolgten die

Kontrollen ohne Unterlass. Er musste auf dem Rücken liegen, die Hände auf der Decke platzieren.

Seit fünf Tagen hatte er kaum geschlafen. Alles tat ihm weh, und ein bohrender Schmerz hatte sich in seinem Schädel häuslich niedergelassen.

Hohenschönhausen – wie um alles in der Welt bin ich nur hier gelandet? Er fuhr mit den Händen über sein stoppelbärtiges Gesicht. Seit dem Unfall war es stetig bergab gegangen. Vielleicht war Hohenschönhausen nur der logische Schluss seines systematischen Niedergangs. Es war, als hätte er mit der Fähigkeit, in der bestausgebildeten Elitetruppe der Nationalen Volksmarine zu dienen, auch seine Identität verloren. Zuerst hatte er getrunken, um den Schmerz zu betäuben, dann, um die Leere zu vertreiben. Es war verrückt, dass ein so harmlos klingendes Wort wie „Tauchuntauglichkeit“ ein ganzes Leben zerstören konnte!

Er war durch alle Raster gefallen, und zum Schluss hatte er auf Vermittlung eines wohlwollenden Beamten hin eine Pförtnerstätigkeit bei der kommunalen Wohnungsverwaltung erhalten – gähnende Langeweile und noch mehr Frust. Irgendeine der Dummheiten, die er im Suff begangen hatte, musste ihn hierhergebracht haben. Vielleicht dieser blöde Witz, den er an die Wand geschmiert hatte?

Er stoppte seinen unruhigen Lauf und starrte auf die Lichtflecken auf dem Zellenboden. Sie waren grau und kalt wie Beton.

Das Einzige, was wirklich Licht in die Düsternis dieses Ortes brachte, waren die Erinnerungen an das Mädchen.

Die Sonne geht unter und legt einen purpurnen Schleier über die grauen Fassaden der Mietkasernen. Geschäftig eilen Menschen an ihm vorbei. Er bleibt stehen, hört das Quietschen der wegfahrenden Tram, und ihm fällt auf, dass er eine Station zu früh ausgestiegen ist.

Plötzlich ist da ein Gesicht, braune Locken, sommersprossige Nase und ein Lächeln, das nicht von dieser Welt zu sein scheint. Sie fragt ihn irgendetwas, doch er ist so gefangen von ihrem Lächeln, dass er nichts anderes tun kann, als dümmlich zurückzugrinsen.

Auf ihrer makellosen Stirn zeigen sich irritierte Falten. „Willst du auch zum Jugendgottesdienst?“, fragt sie erneut. Ihre Stimme ist ein samtiger Alt.

„Äh ...“ Er deutet ein Nicken an und erntet erneut dieses bezaubernde Lächeln.

„Ist gleich dort drüben.“ Sie weist mit der Hand auf die nächste Straßenecke. „Wir können zusammen gehen, wenn du willst.“

„Klar.“ Zusammen gehen hört sich großartig an, schießt es ihm durch den Kopf.

Von dem Gottesdienst bekommt er nicht allzu viel mit. Die Musik ist überraschend gut. Aber die Worte des Pastors rauschen an ihm vorbei. Größtenteils liegt es daran, dass dieses Mädchen neben ihm sitzt ...

Das Quietschen eines Riegels riss ihn aus seinen Gedanken. Überrascht wandte er sich um. Die Tür ging auf.

„Hände auf den Rücken, Gesicht zur Wand!“, bellte einer der beiden Wachmänner.

Robert gehorchte. Ihm wurden Handschellen angelegt.

„Mitkommen!“

Sie führten ihn durch leere Flure, und schließlich ging es in ein kleines, muffig riechendes Zimmer. Die Mustertapete an der Wand hätte auch bei seinen Eltern im Wohnzimmer hängen können. Die Vorhänge am Fenster waren nikotingelb verfärbt und die Auslegware war abgewetzt.

Ein kräftiger Mann mit schütterem Haar saß am Schreibtisch und machte sich Notizen. Annähernd zwanzig Minuten stand Robert stumm da und wartete. Dann sah der Mann plötzlich auf und lächelte so herzlich, als wären sie alte Bekannte.

„Setzen Sie sich, Herr Marquardt.“ Er wies auf den gepolsterten Stuhl.

Robert setzte sich, während der Mann eine ziemlich dicke Akte aus seiner Schreibtischschublade nahm und sie langsam aufschlug.

„Möchten Sie etwas trinken? Ein Bier vielleicht oder Wodka?“

Robert hob überrascht die Brauen. „Ein Bier wäre schön“, erwiderte er.

Der Mann hinter dem Schreibtisch machte sich eine Notiz und blätterte in der Akte.

„Sie haben ein Alkoholproblem, Herr Marquardt.“

Robert schwieg. Was hätte er auch sagen sollen? Vermutlich hatte der Mann recht.

Erneut wurden Seiten umgeblättert. Der Verhörspezialist studierte die Akte, als wäre Robert Luft, und genauso sollte er sich wahrscheinlich auch fühlen.

Plötzlich seufzte der Mann und richtete sich auf. Er faltete die Hände auf der Akte und starrte Robert ins Gesicht. „Unser Land hat Ihnen viel gegeben, Herr Marquardt. Sie haben eine hervorragende Ausbildung genossen. Man hat Ihnen Vertrauen geschenkt. Und dann missachten Sie einen Befehl und machen alles zunichte.“

Ungerufen drangen Bilder vor Roberts inneres Auge.

Er sieht das aufgewühlte Meer, die lauende Dunkelheit, das bleiche Gesicht des bewusstlosen Kameraden, spürt das Gewicht des schweren Körpers, der ihn in die Tiefe hinabzuziehen droht. Dann laute Rufe über ihm und Hände, die den reglosen Taucher packen. Kälte zieht die Kraft aus seinen Gliedern. Zu schwach, sich weiterhin gegen den Sog der Tiefe zu stemmen, sinkt er hinab, Wogen schließen sich über ihm und trüben das Licht des Scheinwerfers. Dann trifft ihn die Explosion der Unterwassermine wie eine gewaltige Faust.

Er biss die Zähne zusammen und schwieg.

„Man hat sich um Sie gekümmert, Ihnen Chance um Chance gegeben. Keine davon haben Sie genutzt. Dabei gibt es doch so viel schlimmere Schicksale, und manches lässt sich mit Humor besser ertragen. Haben Sie Humor, Herr Marquardt?“

Robert zuckte mit den Achseln.

„Ich fragte: Haben Sie Humor?“

„Ich denke, schon ... manchmal“, erwiderte Robert.

„Es geht doch nichts über einen guten Witz. Kennen Sie den? Was ist der Unterschied zwischen Marx und Murks? – Marx ist die Theorie!“ Er lachte gekünstelt.

Robert verzog das Gesicht zu einem gequälten Lächeln. Genau diesen Spruch hatte er aus einer Laune heraus mit Kreide an eine Wand geschrieben. Dabei war er noch nicht einmal sonderlich politisch interessiert. Es war ihm nur darum gegangen, überhaupt irgendetwas zu spüren.

„Sie lächeln?!“, fuhr der Mann ihn an. „Das ist eine Verhöhnung der sozialistischen Grundpfeiler unseres Staates!“

„Ich hatte getrunken. Es tut mir leid“, sagte Robert. Beides war nicht gelogen. Er könnte sich in den Hintern beißen.

Wieder blätterte der Mann in der Akte. „Unser Land hat viel für Sie getan, sehr viel. Und Sie? Sie haben nichts zurückgegeben. Stattdessen finden Sie Gefallen an subversiven, konspirativen Tätigkeiten.“ Er blätterte weiter in der Akte, machte ein paar Notizen und hob dann wieder den Blick.

„Ich will ganz ehrlich sein: Es sieht nicht gut aus. Vier bis fünf Jahre Bautzen bringt Ihnen das allemal ein.“

„Vier bis fünf Jahre?!“, fuhr Robert auf. „Für einen Witz?“

„Ach?“ Der Mann lächelte. „Sie glauben, es geht hier um die paar Worte, die Sie an die Wand gekritzelt haben, diesen albernen Dummejungenstreich?“ Er schüttelte den Kopf, wurde schlagartig ernst und nahm einen Bogen Papier zur

Hand. „Am 15. Mai 1987 haben Sie mit einer gewissen Mecht- hild Baumbach Kontakt aufgenommen, einem subversiven Element aus reaktionären Kirchenkreisen, die versucht, die Grundlagen unserer sozialistischen Gesellschaftsordnung zu unterminieren. Halten Sie das für klug, Herr Marquardt?“

„Ich habe diese Frau nur einmal gesehen und das rein zu- fällig. Ich weiß nicht einmal, wo sie wohnt. Es wird keinen wei- teren Kontakt geben.“

„Oh“, der Mann lächelte und beugte sich vor, „aber ich *möchte*, dass es weiteren Kontakt zwischen Ihnen gibt. Es ist mir sogar ein großes Anliegen.“

Ein Drink und eine Reiseempfehlung

Hauptkommissar Seidel lehnte an seinem Schreibtisch. Er hatte die massigen Arme vor der Brust verschränkt und musterte Lina, als wäre sie ein bizarres Insekt, das er zum ersten Mal in seinem Leben sah. „Also gut. Ich fasse noch mal zusammen – unterbrechen Sie mich, falls ich irgendetwas nicht korrekt wiedergeben sollte: Sie wurden gebeten, uns bei der Ermittlung im Todesfall Mike Lörke zu unterstützen, der gemeinsam mit Ihrem Bruder in einer WG für Behinderte gelebt hat. Laut pathologischem Befund kam es durch die intravenöse Injektion von Pentobarbital zu einem Atemstillstand. Reanimationsversuche schlugen fehl. Da dieses Medikament weder dem Opfer noch dessen Mitbewohnern verschrieben wurde und darüber hinaus in Deutschland heutzutage nur noch in Ausnahmefällen in der Humanmedizin verwendet wird, gingen wir von einem möglichen Tötungsdelikt aus. Und da kamen Sie ins Spiel. Ihr Auftrag war es, Marek Michalowski ausfindig zu machen, den Pfleger, der in der Nacht, in der unser Opfer starb, Dienst hatte. Denn bedauerlicherweise war dieser wie vom Erdboden verschlungen. Habe ich das so weit korrekt zusammengefasst?“

Lina nickte und lächelte verkniffen. Sie ahnte, was nun kommen würde.

„Sie gingen auch sehr engagiert zu Werke, allerdings taten Sie nicht, was Sie tun sollten. Stattdessen spielten Sie mir eine illegal aufgenommene Audiodatei vor, der zufolge die

Leasingfirma, für die Herr Michalowski arbeitete, eine dubiose Überweisung getätigt hatte. Später verdächtigten Sie die Eltern des Verstorbenen, diese hätten ihren Sohn ermorden lassen, um an sein Erbe zu kommen.“

„Sie müssen zugeben, dass es ziemlich überzeugende Hinweise darauf gab –“

„Ich bin noch nicht fertig!“, unterbrach sie der Hauptkommissar barsch. „Jetzt kommen Sie zu mir und teilen mir mit, dass Sie inzwischen davon ausgehen, weder Familie Lörke noch Marek Michalowski, der übrigens immer noch verschollen ist, seien für Lörkes Tod verantwortlich, sondern eine unbekannte dritte Partei.“ Mit jedem Satz, den er sprach, wurde der Mann lauter. „Und diese habe den Verstorbenen möglicherweise gar nicht töten, sondern mit irgendeiner experimentellen Geheimdienstmethode verhören wollen. Wissen Sie, wie das klingt?“

„Äh... interessant?“

„Das klingt vollkommen bescheuert!“, explodierte Seidel. „Was glauben Sie, wo Sie sind? Wir spielen hier nicht in einer billigen Vorabendserie. Das ist die Mordkommission! Ich habe keine Zeit für solchen Blödsinn!“

„Finden Sie nicht, dass Sie meine Ausführungen ein klein wenig verkürzt wiedergegeben haben?“, wandte Lina ein.

„Ganz im Gegenteil: Ich finde, dass ich schon mehr als genug Zeit mit Ihren abstrusen Fantasien verschwendet habe.“

„Aber –“

„Danke für Ihre Mitarbeit. Sie können gehen!“

„Aber –“

„Ich sagte: Sie können gehen!“

Lina presste die Lippen zusammen und stand auf. Es kostete sie all ihre Selbstbeherrschung, die Tür nicht mit voller Wucht hinter sich zuzuknallen, nachdem sie den Raum

verlassen hatte. Natürlich hatte sie geahnt, dass es ohne konkrete Beweise und Zeugenaussagen nicht leicht werden würde, den Kommissar von einem neuen Ermittlungsansatz zu überzeugen. Aber sie hatte Marek Michalowski nun mal versprochen, ihn aus dem Spiel zu lassen. Er hatte Angst um sein Leben, und Lina fürchtete, dass seine Sorgen nicht ganz unberechtigt waren.

Leider halfen ihr diese Überlegungen im Moment nicht weiter. Ihre Hoffnung, dauerhaft zur Mordkommission wechseln zu können, konnte sie begraben. Wut, Enttäuschung und Frustration strahlten ihr aus allen Knopflöchern, als sie ihre alte Dienststelle betrat und dort einige belanglose Aufgaben zugeteilt bekam.

Sie war gerade dabei, alte Akten zu schreddern, als es an der Tür klopfte. „Hi, Lina, darf ich reinkommen?“

„Wenn du kein Problem mit Feinstaub hast.“ Lina entleerte den Auffangbehälter in die Papiermülltonne und drehte den Kopf zur Seite, als feinste Papierteilchen aufstoben.

„Dieser Seidel ist ein Trottel“, sagte Ben, während er sich auf einen der Stühle setzte. „Er hat keine Ahnung, was ihm entgeht.“

„Die einzige Spezialistin für mechanischen Datenschutz mit Besoldungsgruppe A8?“, mutmaßte Lina und schob ein weiteres Dutzend Blätter in den Schlund des Aktenvernichters.

„Eine überaus scharfsinnige, unkonventionelle und hartnäckige Ermittlerin“, erwiderte Ben ernst, und mit einem Grinsen fügte er hinzu, „die darüber hinaus auch noch ausgesprochen attraktiv ist, selbst mit Papierstaub in der Frisur.“

Lina musste niesen.

„Gesundheit.“

„Danke.“

„Erzählst du mir, was passiert ist?“, fragte Ben.

„Seidel wollte, dass ich ihm Marek Michalowski liefere. Das habe ich nicht getan, also hat er mich zurückgeschickt.“

Ben runzelte die Stirn. „Da steckt noch mehr dahinter, habe ich recht?“

„Vielleicht... Aber momentan will ich nicht darüber reden. Ich muss erst mal in Ruhe nachdenken.“

„Verstehe.“ Er nickte langsam und erhob sich. „Dann will ich dich nicht weiter bei deinen wichtigen Aufgaben stören.“ Er wandte sich zur Tür.

„Ben?“

„Ja?“

„Danke für die Ermutigung.“ Lina lächelte. „Ich weiß das sehr zu schätzen.“

Er breitete die Arme aus. „Wenn du reden willst: Ich bin immer für dich da.“

„Okay, ich melde mich dann beim nächsten Champions-League-Finale.“

Er grinste und korrigierte: „Fast immer.“

„Ich werd's mir merken.“

Ben verabschiedete sich, und den Rest ihres Arbeitstages verbrachte Lina allein mit ihren Sorgen und in Gesellschaft von kiloweise Altpapier.

Am Abend war sie sich sicher zu wissen, was zu tun war. Mit derselben Sicherheit ging sie davon aus, dass ihr Vorschlag Theo ganz und gar nicht gefallen würde, deshalb traf sie ein paar Vorkehrungen.

Anschließend fuhr sie zur Mohrenstraße 14. Es war Sarah, die junge Aushilfe mit den blau gefärbten Haaren, die ihr öffnete.

„Hi, du willst bestimmt zu Theo.“

„Genau.“

„Er ist in seinem Zimmer und zockt.“

„Danke!“

Im Flur stand Keno. Er wippte mit dem Oberkörper vor und zurück. Seine Finger bewegten sich blitzschnell hin und her, wie die Flügel eines Kolibris, und er schien voll und ganz in ihre Betrachtung versunken zu sein.

„Hi, Keno“, sagte Lina.

Er schien sie nicht zu bemerken, aber als sie ein paar Meter weitergegangen war, hörte sie ihn leise „Lina“ sagen.

Ein Lächeln huschte über ihre Lippen. Keno hatte sie begrüßt – darauf konnte sie sich etwas einbilden.

Als sie an der Tür zu der großen Wohnküche vorbeikam, erblickte sie zunächst das imposante Hinterteil von Helene, die gerade in den unteren Fächern des Kühlschranks stöberte. „Hallo, Lene.“

„Tachchen, Lina“, grüßte die älteste Bewohnerin der kleinen WG zwischen ihren Beinen hindurch. Dann nahm sie ihre Suche wieder auf und brummte: „Wo is’n der blöde Vanillepuding? Jestern jabs hier noch drei Stück von die Dinga.“

Aus Paulas Zimmer dröhnte ein Song von Billie Eilish.

Die Badezimmertür wurde geöffnet.

„Hallo, Scott!“, sagte Lina.

Theos hünenhafter Mitbewohner nickte ihr schüchtern lächelnd zu und verschwand in seinem Zimmer.

Lina klopfte an Theos Tür und trat ein. Sie konnte gedämpfte Schüsse vernehmen. Die Geräusche kamen aus den Kopfhörern ihres jüngeren Bruders und wurden untermalt von hektischem Tastendrücken auf einem Controller.

„Okay, der Zombie ist down. Pass auf! Pass auf, hinter dir! Oh, Mist!“

Lina verdrehte die Augen und zupfte an Theos Kopfhörern. Ihr Bruder zuckte erst erschrocken zusammen und meinte dann trocken: „Tut mir leid, ich muss Schluss machen, die Polizei ist hier. Ciao.“

Er nahm die Kopfhörer ab, wendete seinen E-Rollstuhl und schaute vorwurfsvoll zu seiner Schwester auf. „Musst du mich so erschrecken?“

„Leider hast du mein Klopfen nicht gehört.“ Lina ließ sich in Theos Besuchersessel fallen. „Ich finde es immer wieder bewundernswert, mit welcher Inbrunst du dich deinem Studium widmest. Um welches Fach ging es da gerade?“

„Survivalpsychologie – Überlebensstrategien in extremen Stresssituationen“, erwiderte Theo lässig. „Aber lass uns ruhig das Thema wechseln. Das ist nichts für Laien.“ Mit einer geschickten Bewegung seines Rollstuhls wich er dem Sofakissen aus, das Lina nach ihm warf. „Darf ich dir einen Drink anbieten?“

„Ein Malzbier on the rocks, bitte.“

„Hab ich nicht.“

„Cola light?“

„Hat Paula ausgetrunken.“

„Dann eben Cola ohne light.“

„Die hat Lene eliminiert.“

Lina seufzte. „Was hast du denn überhaupt da?“

„Momentan, äh, Milch und Leitungswasser.“

„Nicht dein Ernst!“

„Ich könnte dir auch einen Kaffee machen.“

„Ich nehme ein Wasser.“

„Kommt sofort“, flötete Theo, düste in die Küche und kam wenig später mit einem vollen Glas zurück.

Lina nahm ihr spartanisches Getränk von dem kleinen Tisch, der an seinem Rollstuhl befestigt war. Sie trank einen Schluck – wenigstens war es schön kalt.

„Wie lief das Gespräch mit Seidel?“, fragte Theo.

Lina warf ihrem Bruder einen finsternen Blick zu und nahm noch einen Schluck Wasser.

„So schlimm?“, hakte er nach.

„Du meinst, so schlimm, dass ich versuche, mich mit hochprozentigem Berliner Leitungswasser zu betrinken?“

„Ich habe eher deinen Blick gemeint. Das letzte Mal, als du so drauf warst, hast du anschließend den Sohn von Hausmeister Sobanski verprügelt.“

„Der Typ hatte meiner besten Freundin unter den Rock fotografiert“, brummte Lina zu ihrer Verteidigung. Dann fügte sie hinzu: „Ich bin raus. Seidel will mich nicht mehr dabeihaben.“

„Verflixt.“ Theo presste die Lippen zusammen. „Aber wenn ich ehrlich bin, überrascht mich das nicht. Du hast ihm nichts von Marek Michalowski erzählt?“

„Natürlich nicht!“, erwiderte Lina. Mithilfe von Theos Mitbewohnern hatten sie am Wochenende die Nachtwache ausfindig gemacht, die Zeuge von Mikes Tod gewesen war. Die Aussage des jungen Mannes hatte dem Fall eine dramatische Wendung gegeben. Demnach war tatsächlich ein Fremder in die WG eingedrungen, allerdings nicht, um zu töten, sondern um unter Verwendung eines Medikaments, das während des Kalten Krieges als Wahrheitsdroge gedient hatte, an Informationen zu gelangen. Mikes Tod war mehr oder weniger ein Unfall gewesen. Das wirklich Verrückte an der Sache war allerdings, dass Mike nur aufgrund einer Verwechslung hatte sterben müssen. Eigentlich hatte die ganze Aktion Theo gegolten. Der Eindringling hatte immer wieder gefragt: *Wo ist es? Wo hat er es versteckt?*

Ungünstigerweise hatten weder Theo noch Lina die leiseste Ahnung, was damit gemeint sein könnte. Klar war nur: Der Typ war gefährlich. Er hatte Marek mit dem Tod gedroht, sollte dieser sich an die Polizei wenden. Lina hatte dem jungen Polen versprechen müssen, nichts von ihrem Gespräch zu verraten. Und daran hielt sie sich auch.

„Theo“, sagte Lina ernst, „ich habe nachgedacht –“
„Irgendwie hört sich das nicht gut an“, unterbrach sie ihr Bruder.

„Du bist hier in Gefahr! Früher oder später werden diese Leute ihren Irrtum bemerken. Was sollte sie daran hindern, noch einmal hier einzubrechen? Und dann bist du dran!“

„Ich glaube nicht, dass sie das noch mal machen werden. Das ist doch viel zu riskant.“

„Ach ja?“ Lina schnaufte. „Was hat sich geändert? Ich sehe keinen Wachschatz vor der Tür. Und ich kann mir nicht vorstellen, dass die Kleine, die heute Dienst hat, in der Lage wäre, dich zu beschützen.“

„Lina“, sagte Theo in besänftigendem Tonfall, „das Ganze muss eine Verwechslung sein. Ich habe nicht die leiseste Ahnung, was die Typen suchen.“

„Das hatte Mike auch nicht!“, fuhr Lina ihn an. „Und jetzt ist er tot! Benutz deinen Verstand, Theo. Du weißt, dass ich recht habe. Du musst untertauchen, wenigstens für ein paar Tage.“

„Untertauchen?“ Theo blickte demonstrativ an sich herab. „Wie stellst du dir das vor?“

„Gut, dass du fragst“, erwiderte Lina. „Ich habe schon alles organisiert.“

„Du hast was?!“, fragte er ungläubig.

„Wie der Zufall es will, machen Mama und Oma Lilo gemeinsam Urlaub in einem Ferienhaus auf dem Darß. Und du bist dabei.“

„Was?“

„Das heißt nicht *was*, das heißt *Danke schön*“, erwiderte Lina. „Es ist geradezu perfekt. Da Oma wegen ihrer Hüft-OP noch mit dem Rollator unterwegs ist, musste das Häuschen ohnehin barrierefrei sein. Es gibt zwei Schlafzimmer und eine

Schlafcouch im Wohnzimmer. Morgen früh geht es los. Die beiden freuen sich schon auf dich.“

Theo starrte sie mit offenem Mund an, und Lina gratulierte sich im Stillen. Es geschah nicht oft, dass ihr Bruder sprachlos war.

„Ich helfe dir, deine Sachen zu packen“, verkündete Lina freudestrahlend. „Dein Rollkoffer ist unter dem Schrank, oder?“

„Moment mal!“, empörte sich Theo. „So einfach geht das nicht!“

„Doch, das ist kein Problem für mich. Ich ziehe den Koffer hervor. Siehst du? Und jetzt lege ich ein paar Sachen hinein.“

„Sehr witzig!“, ätzte Theo. „Ich kann hier nicht weg. Ich studiere!“

„Im Fernstudium. Das Ferienhaus hat WLAN.“

„Lina, du kannst mich nicht einfach auf den Darß verfrachten und –“

„Ja, ich gebe zu, mit dem E-Rolli ist das nicht ganz unkompliziert“, unterbrach ihn Lina. „Deshalb werde ich mir euren Bus leihen und dich hinfahren.“

„So meinte ich das nicht, und das weißt du ganz genau!“

„Natürlich weiß ich das!“, fuhr Lina auf. „Mir war völlig klar, dass du auf stur schalten wirst. Aber hast du auch mal an Mama gedacht? Ist es nicht schlimm genug, dass Papa einfach von einem Tag auf den anderen verschwand? Soll sie jetzt auch noch ihren Sohn verlieren?“

Theo wurde blass. „Das ist nicht fair!“, stieß er hervor.

Lina legte beide Hände auf die Schultern ihres Bruders und sah ihm eindringlich in die Augen. „Ich will nicht, dass dir etwas passiert. Ist das so schwer zu verstehen?“

„Ich kann mich nicht ewig verstecken.“

„Natürlich nicht“, bestätigte Lina.

Theo atmete tief durch. „Also gut, eine Woche!“
Lina wollte widersprechen, biss sich aber auf die Lippen.
Eine Woche war besser als nichts. Und wenn Theo erst mal auf dem Darß war – nun, dann saß sie am längeren Hebel.